

LENOS POCKET



S u m a y a F a r h a t - N a s e r

T h y m i a n u n d S t e i n e

Eine palästinensische Lebensgeschichte

Sumaya Farhat-Naser

Thymian und Steine

Eine palästinensische Lebensgeschichte

*Herausgegeben von
Rosmarie Kurz und Chudi Bürgi*

*Mit einem historischen Abriss von
Arnold Hottinger*

Lenos Verlag

Die Autorin

Sumaya Farhat-Naser, geboren 1948 in Birseit bei Ramallah. Studium der Biologie, Geographie und Erziehungswissenschaft an der Universität Hamburg. Promotion in Angewandter Botanik. Seit 1982 Dozentin für Botanik und Ökologie an der Universität Birseit in Palästina. Mitbegründerin und Mitglied zahlreicher Organisationen, u.a. von Women Waging Peace an der Harvard Universität und von Global Fund for Women in San Francisco. Von 1997 bis 2001 Leiterin des palästinensischen Jerusalem Center for Women. Regelmässige Vorträge in Deutschland, Österreich und der Schweiz, u.a. über Erziehung, Alltag, Ökologie, Frauen und die politische Lage in Palästina. Sie lebt in Birseit.

Für ihren Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden erhielt Sumaya Farhat-Naser zahlreiche Auszeichnungen: Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Münster (1989), Bruno-Kreisky-Preis für Verdienste um die Menschenrechte (1995), Mount Zion Award, Jerusalem (1997), Evangelischer Buchpreis des Deutschen Verbands Evangelischer Büchereien (1997), Augsburger Friedenspreis (2000), Hermann-Kesten-Medaille des P.E.N.-Zentrums Deutschland (2002), Bremer Solidaritätspreis (2002), Profaxpreis, Küsnacht (2003), AMOS-Preis für Zivilcourage in Religion, Kirchen und Gesellschaft (2011).

Die Herausgeberinnen

Rosmarie Kurz-Hohl (1926–2002) arbeitete von 1972 bis 1992 beim Christlichen Friedensdienst (cfd) in Bern. Sie war Redaktorin des *cfd-Blatts* und verantwortlich für die cfd-Öffentlichkeitsarbeit mit den Schwerpunkten Nahost und Frauen-Friedensarbeit.

Chudi Bürgi, geboren 1956, Studium der Germanistik und Volksliteratur in Zürich und Berlin. Langjährige Beschäftigung mit Literatur aus verschiedenen Kulturen als Journalistin und (Mit-)Herausgeberin. Bei artlink, Büro für Kulturkooperation (www.artlink.ch) u.a. zuständig für Literatur.

Die arabischen Namen wurden – soweit möglich – in ihrer Schreibweise der deutschen Aussprache angenähert. Zur Erleichterung der Aussprache wurden betonte lange Silben mit einem Zirkumflex (ˆ) versehen.

E-Book-Ausgabe 2015

Copyright © 1995 by Lenos Verlag, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Anne Hoffmann Graphic Design, Zürich

Coverfoto: Claire Niggli

www.lenos.ch

ISBN 978 3 85787 935 7

Inhalt

Zu diesem Buch

Einleitung

Wo der Thymian blüht

Kindheit in Palästina

Zwischen zwei Welten

Schulzeit im Internat

Als Palästinenserin in Deutschland

Der schwierige Weg zu einem hohen Ziel

Heimkehr in ein besetztes Land

Tradition und Fremdherrschaft

Zwischen Aufbruch und Entmündigung

Birzeit: Universität in einem besetzten Land

Promotion und Weg in die Öffentlichkeit

Belastungen und Durchbrüche

Frauen – kräftig wie Petersilie

Von der Wohltätigkeit zur Selbsthilfe

Intifada

Ausbruch aus den Zwängen der Besatzung

Palästinensische und israelische Frauen im Gespräch

Anspruch und Wirklichkeit

Friede – und doch kein Friede
Streiflichter auf eine ungeklärte Situation

Dezember 1997
Ein Nachtrag

Der Leidensweg des palästinensischen Volkes
Von Arnold Hottinger

Anhang

Zu diesem Buch

Thymian und Steine ist die Lebensgeschichte einer Frau, die auf einem langen und schwierigen Weg der Bewusstwerdung zu einer Botschafterin der palästinensischen Sache geworden ist. Mit ihrem Bericht will sie nicht eine weitere Analyse des Nahostgeschehens leisten, sondern vielmehr versuchen, die weitgehend unbekannte Realität der palästinensischen Erfahrungswelt und die tiefgreifenden Veränderungen in der palästinensischen Gesellschaft darzustellen. Sumaya Farhat-Naser wird so zur Sprecherin und Zeugin ihres Volkes, das 1948 seine Heimat verlor und in alle Welt zerstreut wurde. Ihre Erfahrungen lassen uns am palästinensischen Alltag im Westjordanland vor und nach der Besetzung von 1967 teilnehmen – an einem anhaltenden Zustand der Entrechtung und der Demütigung, der 1987 in der Intifada explodierte.

Die israelische Lebenswelt dagegen erscheint in dieser Geschichte in der Einseitigkeit und Ferne, die durch die Bedingungen der Besatzungssituation gegeben sind und die aufzubrechen Sumaya Farhat-Naser als Voraussetzung einer wirklichen Friedenslösung sieht: »Wir haben gar keine andere Wahl, als einen gemeinsamen Weg zu finden.«

Dass es keine andere Wahl gibt, das ist auch die Botschaft israelischer Friedenskräfte, die seit mehr als zwanzig Jahren versuchen, Israel aus der nahöstlichen Isolation herauszuführen: Das Trauma der Vergangenheit habe im jungen Staat Israel zu einer Weltsicht geführt, die jede Annäherung an die arabisch-palästinensischen Nachbarn, aber auch an die Palästinenser im eigenen Land verhindere und zudem die Nahost-Problematik auf einen Kampf um gesicherte Grenzen reduziere. Diese Abwehrhaltung, die davon ausgehe, dass das Land von Feinden umgeben sei, habe Israel daran gehindert, zu einem organischen Teil der Region zu werden. Wer sich um Israel und seine Zukunft Sorge, müsse sich darum

heute auch an die Seite der Palästinenser stellen. Nur: Wer diese Überzeugung in Israel öffentlich vertrat oder sich später für einen Rückzug aus den besetzten Gebieten und eine Zwei-Staaten-Lösung einsetzte, wurde zum Aussenseiter.

Auch wer sich in Europa für die palästinensische Sache einsetzte, wurde im herrschenden Konsens als Störfaktor wahrgenommen. Die Solidarität mit Israel schloss eine gleichzeitige Solidarität mit den Opfern der israelischen Staatsgründung aus. Eine »doppelte Solidarität« im Interesse beider Völker stand unter dem Verdikt einseitiger Parteinahme bis hin zum Verdacht antisemitischer Tendenzen.

Sumaya Farhat-Naser hat diese verinnerlichte Regel schon früh durchbrochen. Bereits während des Studiums in Deutschland machte sie die Erfahrung, dass die unverarbeitete Schuld an der beispiellosen Leidensgeschichte des jüdischen Volkes den Blick auf die palästinensische Wirklichkeit verstellte. Wahrgenommen wurden die blutigen Anschläge palästinensischer Fedajin, nicht aber die politischen Veränderungen, die sich in den siebziger Jahren unter der Last der Besatzung im innerpalästinensischen Diskurs abzuzeichnen begannen.

Als erste Palästinenserin hat Sumaya Farhat-Naser im deutschen Fernsehen öffentlich mit israelischen Frauen über einen israelisch-palästinensischen Frieden diskutiert. Immer wieder ist sie seither im Radio mit Kommentaren zum politischen Geschehen in Nahost zu vernehmen. Im Fernsehen und an Veranstaltungen tritt sie als unpolemische Zeugin und engagierte Frauenvertreterin auf. Für zahlreiche Reise- und Studiengruppen, die Israel und die besetzten Gebiete besuchen, ist sie zur kompetenten und unideologischen Vermittlerin der palästinensischen Sichtweise geworden.

Als Dozentin für Botanik und Ökologie an der palästinensischen Universität Birseit nahm sie nach ihrem Studium am politischen Aufbruch der Universität teil und setzte sich in Bildungs- und Ausbildungsprogrammen für einen Bewusstseinsprozess unter den Frauen ein, der mit der Intifada neue Dimensionen annahm – als die Frauen gezwungen wurden, aus traditionellen Rollen herauszutreten. Mit

Ausnahme von Hanan Ashrawi, die in den ersten Friedensverhandlungen eine führende Rolle spielte, blieb aber die Bedeutung palästinensischer Frauen im Kampf gegen die Gewalt der Besatzung – und gegen die Gewalt patriarchaler Herrschaft in der eigenen Gesellschaft – wie auch ihr Beitrag zur Entstehung und Ausgestaltung eines zukünftigen Staates weitgehend unbekannt. In der palästinensischen Frauenbewegung verknüpft sich heute der Kampf um politische Befreiung mit dem Kampf um Demokratie und gegen undemokratische Entwicklungen, wie sie sich in der Autonomiebehörde teilweise abzeichnen.

Als sich Sumaya Farhat-Naser im Frühjahr 1994 entschloss, ihre Lebensgeschichte aufzuzeichnen, wussten wir zwar um die mit dieser Aufarbeitung von Erfahrungen und Erinnerungen verbundene zeitliche und seelische Beanspruchung. Nicht voraussehbar war aber, wie gross die Belastung durch die niederdrückenden politischen Entwicklungen sein würde, die sie begleiteten. *Thymian und Steine* wurde zu einer Zeit geplant, als die Hoffnung auf einen Prozess friedlicher Veränderungen und allmählicher Annäherung die Skepsis überwog. Wie sehr sich die Stimmung inzwischen verändert hat, wird in den beiden letzten Kapiteln spürbar.

Durch unsere jahrelangen Kontakte war eine Nähe entstanden, die eine Zusammenarbeit an diesem Buch möglich machte. Realisiert wurde das Projekt dank der sensiblen und klugen Mitarbeit der Journalistin Chudi Bürgi bei der Aufarbeitung der Texte. Dem Nahostexperten Arnold Hottinger, der die historischen Hintergründe und Zusammenhänge des Nahostkonflikts ausleuchtet, danken wir sehr herzlich.

Habstetten, im März 1995

Rosmarie Kurz

Einleitung

Heute, am 2. November 1994, während ich versuche, meine Lebensgeschichte mit ihren guten und ihren quälenden Erinnerungen aufzuschreiben, sind es siebenundsiebzig Jahre her, seit Palästina von Fremden an Fremde versprochen wurde. Dies war der Beginn des palästinensisch-israelischen Konflikts. Am 2. November 1917 schrieb der britische Aussenminister Arthur James Balfour an Lord Lionel Walter Rothschild, den Präsidenten der »English Zionist Federation«, einen Brief, in dem er der Gründung einer jüdischen nationalen Heimstätte in Palästina die Unterstützung seiner Regierung zusagte. Einunddreissig Jahre später wurde der Staat Israel auf dem Boden Palästinas gegründet.

So alt wie der Staat Israel bin auch ich, die Palästinenserin Sumaya Farhat-Naser. Ich lebe auf dem Boden Palästinas, in den seit 1967 besetzten Gebieten. Mein Leben wird von Militärgesetzen kontrolliert und bestimmt. Weder politische noch zivile Rechte, weder Selbstbestimmung noch Existenzrecht werden mir und meinem Volk eingeräumt. Mein Bewegungsraum reicht, ohne Genehmigung des Geheimdienstes, fünfzehn Kilometer im Umkreis meines Heimatortes Birseit. Daran hat sich seit Unterzeichnung der Grundsatzerklärung im September 1993 in Washington nichts Wesentliches geändert. Die Verhandlungen laufen weiter und weiter – ohne substantiellen Gewinn für die Menschen in den besetzten Gebieten.

Als ich vor einigen Monaten mit der Arbeit an diesem Buch begann, dachte ich, dass das Schreiben der eigenen Lebensgeschichte vor allem ein Erinnern an Vergangenes verlange. Und ich hoffte damals noch, das Buch in einer Atmosphäre der Entspannung zu beenden, da wir unserem Traum zur Errichtung eines Staates Palästina neben dem Staat Israel – und damit dem Frieden – ein Stück nähergekommen sein würden.

Der heutige Tag ist ein Tag wie jeder andere; er ist nicht mehr wie in früheren Jahren geprägt von Demonstrationen, Kundgebungen und Protesten in Erinnerung an das Unrecht, das dem palästinensischen Volk vor siebenundsiebzig Jahren zugefügt worden ist. Die Leute sind still geworden und skeptisch. Viele meiner Mitstreiterinnen und Mitstreiter haben sich zurückgezogen, weil sie dem Frieden keine Chance mehr geben. Ich selber sehe mich gezwungen weiterzuschreiben, trotz der täglichen Last der politischen Ereignisse. Dass ich meine normalen Aktivitäten weiterführen muss, bereichert mein Schreiben. Ich nehme – zusammen mit israelischen Frauen – an Protestaktionen gegen Besiedlung und Landkonfiskation teil, ich beteilige mich an Frauentreffen, erfülle weiter meine Lehrtätigkeit an der Universität Birzeit, kümmere mich um meine alten Eltern und meine Schwiegermutter und bemühe mich um meine Kinder. Diese fragen mich: Hat es einen Sinn zu schreiben? Wird dieses Buch etwas bewirken können? Die Antwort liegt bei denen, die es lesen. Ich versuche, es nach bestem Wissen und Gewissen und entsprechend meinen Erfahrungen und Überzeugungen zu schreiben. Vielleicht ist es ein kleiner Beitrag zum besseren Verständnis der schwierigen und leidvollen Situation in Palästina.

Sumaya Farhat-Naser

Wo der Thymian blüht

Kindheit in Palästina

Rings um meinen Heimatort Birseit wachsen Olivenbäume. Sie verbreiten eine Atmosphäre der Gelassenheit und Standhaftigkeit. Sie fordern Geduld und Genügsamkeit und versprechen ein gutes Leben. Früher wurden die reichen Vorräte an Olivenöl in Felszisternen gelagert, daher der Name Birseit – Ölbrunnen. Der Duft von Thymian und Oregano, Pistazien und Ginster, Pfefferminz und Salbei, von Zitrus- und Mandelblüten begleitet uns. Quellen sprudeln aus dem Gestein hervor und spenden kostbares Wasser. Dichter und Dichterinnen, Erzähler und Erzählerinnen haben seit jeher Palästina, diesen Ort der Freude, und ihre Liebe zu Land und Erde besungen. Wer Palästina verlassen hat, träumt von der Heimkehr und sehnt sich nach dem Duft der Sträucher, dem Schatten der Olivenbäume und dem Rauschen der Quellen.

Meine Familie lebt seit Jahrhunderten in Palästina. Früher hatten die semitischen Stämme im Winter diesseits, im Sommer jenseits des Jordans ihr Lager und begnügten sich dankbar mit dem, was der Boden hervorbrachte. Wie unsere Familie von dort nach Birseit gelangt ist, erzählt eine Geschichte, die von Generation zu Generation weitergegeben wird: Als eines Tages im Haus unseres Urahnen Farach ein Mädchen geboren wurde, war die Enttäuschung gross. Unter den Leuten, die sich bei Farach versammelt hatten und ihm Trost spendeten, befand sich auch ein fremder Gast, ein Moslem. Dessen Trostspruch erwiderte Farach mit den Worten: »Das Kind sei dir geschenkt.« Solche Aussprüche waren gebräuchliche Zeichen der Gastfreundschaft und Grosszügigkeit. Als aber das Mädchen sechzehn geworden war, kam jener Gast von damals wieder und forderte sein Geschenk. Der Vater erkannte, dass es dem Mann ernst war, und bereute seinen Ausspruch sehr – denn wie konnte er als Christ seine Tochter einem Moslem verschenken? Er bat um etwas Zeit für die Vorbereitungen, und sie wurde ihm gewährt. Als es Nacht wurde, floh

Farach um der Schande zu entgehen – mit seiner ganzen Familie in die Berge und liess sich im Dorf Ain Arík bei Ramallah nieder. Einer seiner Söhne wanderte später weiter nach Birseit. Von ihm stammen die vier grossen Sippen des Ortes ab. Neben diesen christlichen Familien lebten auch zwei muslimische Sippen in Birseit. Das Zusammenleben all dieser Menschen beruhte auf Respekt und friedlicher Nachbarschaft.

Die Eltern meines Vaters wurden gegen Ende des letzten Jahrhunderts geboren. Sie erlebten türkische, britische und jordanische Besatzung, Kriege und Armut. Die muslimischen Männer mussten an der Seite der Türken in den Ersten Weltkrieg ziehen. Den Christen war der Heeresdienst verboten; sie mussten statt dessen Steuern zahlen.

Tagsüber arbeiteten Männer und Frauen auf dem Felde. Abends versammelten sich die Männer im Diwan, im Haus des Sippen-Ältesten. Sie schlürften Tee, erzählten sich Geschichten und bestimmten über Dorf- und Familienpolitik. Oft war einer der Männer damit beschäftigt, Kaffeebohnen in einem Holzmörser zu zerstampfen. Weithin waren die ungewöhnlichen Rhythmen seiner Schläge zu hören. Das Geräusch verriet allen, wo sich die Männer versammelt hatten, und wirkte auch einladend für Gäste, die ins Dorf kamen.

Für die Frauen aber war der Arbeitstag, wenn sie vom Feld heimkehrten, noch nicht zu Ende. Sie kümmerten sich um den Haushalt und versorgten die versammelten Männer wie auch die eigene Familie mit Speis und Trank.

Meine Grossmutter erzählte häufig Geschichten aus ihrem Leben, und ich hörte ihr leidenschaftlich gerne zu. Sie erzählte aus ihrem Alltag, wie sie den ganzen Tag unter der glühenden Sonne auf dem Feld arbeitete, abends Weizen drosch und die Körner in ihrer Steinmühle mahlte. Dabei liess sie sich vom wellenartig an- und abschwellenden Geräusch der sich reibenden Steine tragen und hing ihren Gedanken nach. Sie dachte an ihre Leute, auch an die Verstorbenen. Oft weinte sie dabei vor Müdigkeit, und die Tränen erleichterten sie. Sie genoss diesen Moment der Ruhe. Danach knetete sie den Teig, der noch vor Sonnenaufgang im Holzbackofen

gebacken wurde. Kurz darauf brach sie auf und gelangte nach zwei Stunden – den Säugling samt dem noch warmen Brot, Oliven, Öl und Gemüse in einem grossen, flachen Korb auf dem Kopf tragend – auf steinigem Weg zum Feld.

Grossmutter erzählte auch gerne von der einzigen Reise ihres Lebens: »Es war zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Ich war damals noch ein junges Mädchen. Die Engländer kämpften gegen die Türken, und wir lebten mitten im Kriegsgebiet in Not und Angst. Mehrere Leute aus unserem Dorf, auch aus unserer Familie, waren in den Kämpfen getötet worden. Viele flüchteten aus Angst in die Städte an der Küste, wo bereits die Engländer standen, oder nach Istanbul. Ich schloss mich dem Strom von Menschen aus unserer Gegend an, die zu Fuss nach Istanbul unterwegs waren. Die Flucht dauerte zwei Monate. In Istanbul erkannte mich ein Soldat aus unserem Dorf; er kümmerte sich um mich und schickte mich mit der nächsten Karawane zurück nach Birseit. Ohne ihn wäre ich wohl nie wieder nach Hause zurückgekehrt. Das war die erste und letzte Reise meines Lebens.« Als die Türken in Ramallah, zehn Kilometer von Birseit entfernt, von den Engländern besiegt wurden, kam es zu einem Waffenstillstand. Die Flüchtlinge kehrten nach und nach zurück. Ihre Häuser waren von den Türken geplündert worden, die Felder abgeerntet.

Ein andermal erzählte Grossmutter, wie es dazu kam, dass die Frauen im Dorf Schuhe tragen durften. Als Anfang des Jahrhunderts die ersten einfachen Lederschuhe aufkamen, waren sie den Männern vorbehalten, obwohl gerade die Frauen bei ihrer harten Arbeit auf dem Feld oft wunde Füsse hatten. »Wir Frauen besaßen zwar Schuhe, aber es ziemte sich nicht, sich damit im Dorf zu zeigen. So zogen wir sie erst ausserhalb des Dorfes an. Als wir eines Tages mit schweren Holzbürden auf dem Kopf ins Dorf zurückkamen, beeilten wir uns wie immer, die Schuhe rechtzeitig auszuziehen und zwischen dem Holz zu verstecken. Aber Salma, Mansûrs Tochter, hatte wunde, schmerzende Füsse und beschloss, die Schuhe nicht auszuziehen. Kaum war sie zu Hause angekommen, stürzte sich ihr Vater mit einem Stock wütend auf sie: ›Wie wagst du es, mir diese Schande anzutun! Das ganze Dorf spricht über die Tochter des Mansûr.‹

›Bitte, Vater‹, flehte sie, ›im Namen der Heiligen Maria und des Heiligen Georg, hör mich an, bevor du mich schlägst! Sag mir: Was ist besser und anständiger: die Schuhe an den Füßen oder auf dem Kopf zu tragen?‹

Verblüfft liess der Vater den erhobenen Arm sinken und antwortete: ›Du hast recht, meine Tochter.‹ Und er verliess das Haus.

Darauf ging Salma zu ihren Freundinnen und erzählte ihnen die Geschichte. Und sie beschlossen, von nun an die Schuhe anzubehalten. Und dabei blieb es.«

Meine Eltern wuchsen zur Zeit des britischen Mandats in Palästina auf. Die Engländer wollten die Gesellschaft modernisieren und mit der Gründung von Schulen ihren Einfluss verstärken. Mein Vater erhielt eine gute Schulbildung in Jerusalem, wo Grossvater in der Klinik der lutherischen Kirche als Hilfskraft arbeitete. Grossvater war offen für Neues und wusste auch Bescheid über das, was sich jenseits der Dorfgrenzen abspielte.

Meine Mutter, Tochter einer einfachen Bauernfamilie, hatte sich geweigert, die Schule zu besuchen, und blieb Analphabetin. Denn nach Vorschrift der Engländer hätte sie, wie alle Schülerinnen, eine Schuluniform tragen müssen. Meine Mutter und andere Mädchen ihres Alters brachten es nicht über sich, ihre palästinensische Tracht abzulegen, sich derart zu entblößen und ihre Kultur und Tradition preiszugeben. Heute leben in Birseit nur noch etwa dreissig Frauen, die diese Tradition beibehalten haben. Die meisten von ihnen sind Analphabetinnen.

Meine Mutter wurde mit siebzehn Jahren verheiratet. Sie brachte neun Kinder zur Welt, fünf Mädchen und vier Knaben. Die Geburt eines Kindes ist die Bestätigung der Fruchtbarkeit und Tauglichkeit der Frau. Die Wertschätzung stieg, wenn die Frau Söhne und möglichst wenige Töchter zur Welt brachte. Der Sohn, Träger des Familiennamens, galt und gilt auch heute noch als Beschützer der Familie; er sichert ihren Unterhalt und Besitz. Grosse Freude verbreitete sich daher unter denen, die vor der Tür der Gebärenden warteten, wenn der Ruf der Hebamme zu hören war:

»Betet zum Heiligen Georg! Es ist ein Sohn geboren!« Im Nu erfuhr es das ganze Dorf. Wurde ein Mädchen geboren, rief die Hebamme: »Betet zu unserer Mutter Maria! Ein Mädchen ist geboren!« Stille breitete sich aus. Trostworte wurden ausgesprochen wie: »Hauptsache, die Mutter hat es überstanden.« – »Wer eine Tochter bekommt, kann auch einen Sohn bekommen.« – »Wenn sie keinen Mann findet, kann sie im Alter für die Eltern sorgen.«

Das Kindbett dauerte in der Regel vierzig Tage. In dieser Zeit wohnte die Mutter oder eine der Schwestern der jungen Frau bei ihr, pflegte sie und versorgte Haus und Kinder. Es war üblich, dass die Grossmutter der Tochter und ihrer Familie zur Geburt einige Hühner schenkte. Und so gab es die ganze erste Woche über leckere Hühnergerichte.

Ich wurde 1948 geboren, in dem Jahr also, in dem auf dem Boden, der uns Palästinensern und Palästinenserinnen gehörte, der Staat Israel gegründet wurde. Mein Grossvater besass zu jener Zeit an der Stelle, wo sich heute der Flughafen Lod-Tel Aviv befindet, zwei Hektaren Land. Dort, nur vierzig Kilometer vom Heimatort Birseit entfernt, pflanzte Vater mit Verwandten Zitrusfrüchte und baute Weizen und Gemüse an. Durch die Teilung Palästinas verloren sie Grundstück und Arbeit, und Vater kehrte zu seiner Familie nach Birseit zurück.

Birseit befand sich in dem Teil Palästinas, der nach dem Zerfall des palästinensischen Widerstands von der jordanischen Armee übernommen worden war. Die Widerstandsbewegung hatte die Befreiung des Landes von den Briten und die Errichtung eines Staates Palästina angestrebt und war auch gegen die jüdische Armee angetreten, die ihren eigenen Staat erkämpfte. Nach der Niederlage verfolgte die jordanische Armee die palästinensischen Widerstandskämpfer und proklamierte 1950 die Vereinigung des Westjordanlandes mit Transjordanien im Königreich Jordanien. Nationale Gefühle zu zeigen wurde den Palästinensern verboten. Die jordanische Regierung versuchte, die Palästinenser zu Bürgern des jordanischen Staates zu machen und sie so zu integrieren – mit wenig Erfolg. Zwei Gesellschaftsformen prallten in dem neuen Staat

aufeinander: Während die jordanische Gesellschaft vorwiegend aus nomadischen Beduinen bestand, waren die Palästinenser erfahrene Ackerbauern, Handwerker und Händler, auch ausgebildete Lehrer gab es. Sitten und Gebräuche und die Dialekte waren ebenfalls unterschiedlich. Die Palästinenser waren gezwungen, sich in die beduinische Gesellschaft einzufügen, und dies bedeutete für sie einen Rückschritt. Aufgrund ihrer Fähigkeiten waren sie zwar die treibende Kraft beim Aufbau des Staates, doch die politische und militärische Macht lag in den Händen der Jordanier. Den Palästinensern fiel Loyalität gegenüber dem jordanischen Staat schwer. Je mehr man sie zu Jordaniern machen wollte, desto mehr klammerten sie sich an ihre palästinensische Identität.

Seit meiner Geburt lebten meine Grosseltern und meine Eltern zusammen in einem der traditionellen Bauernhäuser, die gewöhnlich aus einem einzigen gewölbten Raum bestanden. Die Häuser waren im Kreis um einen Hof gebaut und gaben dem Dorf das Aussehen eines von Kuppeln gekrönten Steinhaufens, der sich harmonisch in die karge Hügellandschaft einfügte. Im Hof verrichteten die Frauen gemeinsam die Hausarbeit. Eine kleine Treppe führte auf das Dach, wo die Wäsche getrocknet und Gemüse und Obst gedörrt wurden.

Mein Elternhaus war zweistöckig. Unten waren die Tiere untergebracht und oben lebten die Menschen in einem Raum, der als Ess- und Schlafzimmer sowie als Lagerraum diente. Mittelpunkt des Raumes war der runde, niedrige Tisch. Zum Schlafen wurden abends Matratzen aus Schaf- und Ziegenwolle ausgebreitet, die tagsüber – bis auf eine oder zwei, die zum Sitzen dienten – unter einem Wandbogen aufgestapelt wurden. In Nischen und in Truhen, aus Stroh und Lehm gefertigt, wurden Lebensmittel aufbewahrt; sie trennten den Wohnraum vom Speicher. Kostbarkeiten wurden in der Brauttruhe verborgen.

Geschirr, Küchen- und Arbeitsgeräte waren aus Ton, Holz, Stroh und Leder gefertigt. Die Männer flochten grobe Körbe und Gefässe aus jungen Olivenzweigen, die Frauen stellten aus Weizenhalmen bunte, feine Schalen und Tabletts her.

Unter dem Haus, acht Meter tief in den Fels gehauen, befand sich die Ölzisterne; in ihr lagerte das Öl als Vorrat für Jahre.

In solch einfachen Verhältnissen lebte unsere Familie: rund zehn Personen aus drei Generationen. Mitunter waren es sogar mehr, denn bis zu ihrer Heirat lebten auch zwei Brüder meines Vaters bei uns, und später hat Mutter noch die sechs Kinder eines Onkels bei uns aufgenommen, deren Mutter psychisch erkrankt war. Der Grossvater war in allen Lebensbereichen bestimmend. Neben seiner Arbeit in der Klinik handelte er mit Öl und Weizen. Die Grossmutter kannte ich nur als Gelähmte, die nach einem Schlaganfall bettlägerig und auf die Hilfe meiner Mutter angewiesen war. Wir mochten sie sehr, sie lachte gerne und erzählte uns Geschichten. Wenn wir etwas Dummes angestellt hatten, versteckten wir uns bei ihr.

Mein Vater war selten zu Hause. Obwohl er eine gute Schulbildung hatte, gehorchte er dem Befehl seines Vaters und ging als Fahrer zur jordanischen Armee. Grossvater beherrschte ihn so sehr, dass er nie eigene Wünsche zu äussern wagte. Er hatte nicht den Mut, seine Bildung und sein Können zu zeigen, und dies zu einer Zeit, als erst wenige schreiben und lesen konnten. Er fürchtete, woanders eingesetzt zu werden und dadurch seinem Vater zu missfallen, der Fahrer für den besten Beruf hielt. So blieb er fünfzehn Jahre beim Militär, ohne je befördert zu werden, und kehrte mit dreiundvierzig als Arbeitsloser nach Hause zurück.

Die Armut bekamen wir Kinder täglich zu spüren. Oft war nichts Essbares mehr im Haus. Voller Spannung warteten wir jeweils darauf, dass die Henne ein Ei legte. Dann sassen wir alle im Kreis auf dem Boden, starrten voller Freude auf das Spiegelei und assen behutsam nach den Regeln der Höflichkeit: Eins nach dem andern tauchten wir unser Brotstück in das Bratöl und kauten langsam, bis kein Öl mehr da war. Dann erst begannen wir der Reihe nach das Gelbe und schliesslich das Weisse vom Ei zu essen. Mittags gab es Gemüse, das wir meist selber gepflanzt oder in den Hügeln gesammelt hatten. Nur am Sonntag gab es Reis und ein Pfund Fleisch oder ein Huhn für die elfköpfige Familie.

Abends waren wir besonders hungrig. Meistens assen wir Brot, das wir in Olivenöl tauchten und mit einem Thymian-Oregano-Kräutergemisch würzten. Es schmeckte und schmeckt bis heute wunderbar. Aber manchmal waren wir es leid. Dann bereitete Mutter uns ein Teegericht. Alte Brotstücke wurden in einer Holz- oder Aluminiumschüssel mit gezuckertem Schwarz- oder Salbeitee begossen. Wenn das Brot aufgeweicht war, setzten wir uns im Kreis um die Schüssel. Das Geräusch der Löffel höre ich noch heute, und der Geschmack der süßen Brotstückchen ist mir so unvergesslich wie das Glücksgefühl über dieses besondere Essen.

Auch Grossvater konnte aus altem Brot ein leckeres Mahl zubereiten. Er schabte die schimmeligen Stellen weg, weichte die Brocken mit etwas Wasser auf, bestrich sie mit Öl, streute Salz darauf und wärmte sie im Backofen. Auch das schmeckte wunderbar.

Besondere Feste waren Ostern oder Weihnachten. Dann schlachtete der Grossvater mütterlicherseits jeweils ein Lamm und lud seine Söhne und Töchter mit ihren Familien zum Essen ein.

1954 kam ich in die Dorfschule. Die Weichen für meine Ausbildung und damit für meinen weiteren Lebensweg aber stellte meine Tante Hanneh. Sie war zwanzig Jahre alt, hatte drei Kinder und lebte getrennt von ihrem Mann. Nach vier schlimmen Ehejahren hatte sie es gewagt auszubrechen, und das, obwohl es bereits als Schande galt, wenn Ehefrauen klagten oder sich dem Willen des Ehemannes widersetzten. Für Christen in Palästina war eine Scheidung erst nach siebenjähriger Trennung möglich.

Als Kind war Tante Hanneh Schülerin von Talitha Kumi gewesen, einer von Diakonissen geleiteten deutschen Internatsschule in Jerusalem. Nach der Trennung von ihrem Mann arbeitete sie in ihrer ehemaligen Schule. An ihren freien Tagen besuchte sie uns ab und zu und brachte Obst, Kleider, manchmal Käse und Fleischkonserven mit. Das habe ihr Schwester Bertha Harz, die Leiterin der Schule, für uns mitgegeben. Natürlich freuten wir uns immer auf ihren Besuch, und die Erfahrung, dass in der Not Hilfe vom Himmel fiel, prägte uns.

Eines Tages nahm mich Tante Hanneh beiseite: »Willst du mit nach Talitha Kumi kommen?« fragte sie. »Ich werde mich im Internat um dich kümmern. Neben der Schule könntest du singen lernen, nähen und Hausarbeit. So brauchst du dich, wenn du gross bist, nicht vor schweren Zeiten zu fürchten.«

Ich sagte sofort ja. Später aber fühlte ich mich elend und weinte bitterlich, weil ich das Elternhaus würde verlassen müssen. Meine Mutter, die meinen Konflikt spürte, tröstete mich und sagte, dieser Vorschlag sei ein Segen Gottes. Im übrigen werde sie mich besuchen kommen, und während der Ferien sei ich ja zu Hause. Meine Mutter wusste, dass ich es schaffen würde. Am liebsten hätte sie auch meine ältere Schwester mitgehen lassen, aber sie war auf deren Hilfe angewiesen.

Zwischen zwei Welten

Schulzeit im Internat

Die Schule Talitha Kumi hat ihren Namen aus der Bibel: Jesus hatte das Töchterchen des Jairus zum Leben erweckt mit der Aufforderung: »Talitha Kumi! – Mädchen, ich sage dir: Steh auf!« Die Schule war im 18. Jahrhundert vom Kaiserswerther Diakoniewerk in Jerusalem gegründet worden; sie war für die Ausbildung von Mädchen in Palästina bestimmt. Als Jerusalem im Jahre 1948 geteilt wurde, beschlagnahmte Israel die Schule, die im Westteil der Stadt lag, und die deutschen Diakonissen wurden für zwei Jahre interniert. 1950 nahmen sie ihre Arbeit wieder auf, diesmal in Bait Dschalâ bei Bethlehem.

Talitha Kumi hat mein Leben geprägt. Ich empfand es als Glücksfall und Chance, dass ich diese Schule besuchen durfte. Ich sah die Tausende von Flüchtlingen vor mir, die 1948 aus der Küstengegend in unser Dorf geflohen waren. In der ersten Zeit hatten sie wie eine Herde unter den Bäumen und bei den Quellen geschlafen und darauf gewartet, dass sie in ihre Häuser zurückkehren konnten. Sie hatten fast nichts zu essen und kaum Gelegenheit, zur Schule zu gehen. Aber nicht nur an sie, sondern auch an die Zeiten der Not in unserer eigenen Familie dachte ich, und ich nahm mir vor zu lernen, um später ein besseres Leben zu haben und der Familie helfen zu können.

Das Leben in Talitha Kumi schien uns schwer, aber nicht schwerer als zu Hause. Die Diakonissen haben mich durch ihren unermüdlichen Einsatz für Schule und Internat beeindruckt. Manche waren freundlich und liebevoll, andere streng und hart, aber vor allem waren sie uns fremd. Nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Verhaltensweisen waren für uns schwer zu verstehen. Sie gingen zum Beispiel gerne wandern und verlangten dies auch von uns. Im Winter liessen sie uns mit warmen Strümpfen, aber in Holzsandalen herumlaufen. Sie zwangen uns, zur Begrüssung einen Knicks zu machen. Beim Lernen wurde absolute Stille

verlangt. Wer in Anwesenheit der Leiterin lachte, eine schlechte Körperhaltung zeigte oder die Hände nicht, wie wir es jederzeit zu tun hatten, gefaltet hielt, wurde streng bestraft. Wir sollten nur mit einem Nachthemd bekleidet schlafen. Das fanden wir komisch, denn zu Hause behielten wir auch zum Schlafen die Unterwäsche an, aus Sorge, wir könnten uns aufdecken und die vielen anderen, die im selben Raum schliefen, würden uns nackt sehen. Es war ausserdem Vorschrift, an drei Tagen Deutsch, an drei Tagen Englisch und nur am Sonntag Arabisch zu sprechen. Wer dieses Gebot missachtete, musste auch am Sonntag die Fremdsprache sprechen und zudem einen Psalm aus der Bibel auswendig lernen.

Für die Diakonissen war es nicht weniger schwer, uns und unsere Kultur zu verstehen. Einmal fragte ich eine Schwester, was sie dazu bewogen habe, ihr Land zu verlassen und sich für uns aufzuopfern. Sie antwortete: »Wir tragen eine Botschaft in uns: dem Herrn zu dienen und uns für die Menschen einzusetzen. Es macht uns glücklich, dieser Botschaft zu folgen, und es gibt uns die Gewissheit, dass wir selig werden.« Mich beeindruckte diese Einstellung, und es erstaunte mich auch, dass es Frauen waren, die uns unterrichteten und Schule und Internat verwalteten und leiteten.

Die Diakonissen weckten in uns die Liebe zur Natur. Auf den Wanderungen lernten wir Pflanzen bestimmen. Wir lernten die Schönheit der Hügellandschaft, der Täler und der Wüste erkennen. Die Diakonissen waren es auch, die unsere Ohren für die Musik öffneten. Sie lehrten uns Geschicklichkeit in verschiedenen Handarbeiten und Tüchtigkeit bei der Arbeit im Haushalt. Sie brachten uns bei, wie wir Notzeiten überstehen können, herrschte doch auch an der Schule Armut. Mit dem Wasser, das wir zum Waschen des Gesichts benutzt hatten, wuschen wir anschliessend auch die Füsse. Die Milchlauge, die bei der Herstellung von Sauermilch zurückblieb, wurde zum Schrubben der Bodenfliesen verwendet.

Die Schulbücher erhielten wir von der Schule. Hineinschreiben durften wir allerdings nicht, mussten sie doch an die nächsten Jahrgänge weitergegeben werden.